



Sitemap Mediadaten
Hilfe Impressum
Kontakt Zeit-Verlag

MEDIA**ZEIT.DE****KULTURKALENDER****DIENSTE**[« zurück zur Rubrik Media](#)**URHEBERRECHT**

Wie der Geist zur Beute wird

**Das Internet zerstört den Kulturmarkt. Es verschenkt, was andere erschaffen:
Musik, Literatur, Wissen. Die Urheber zahlen für die große Freiheit**

Von *Jörg Albrecht*

Der Mann hieß Schmutz und hatte beste Referenzen. Bill Gates und Bill Clinton tauchten in seinen Unterlagen auf. Unter anderem hieß es da: "Die Firma World Econo Consulting hat das allein Recht auf der ganzen Welt, was mit Internet zu tun hat." Mag der Passus auch holprig formuliert gewesen sein - er verschaffte J. R. Schmutz aus Austin, Texas, der sich "Erfinder des Internet" nannte, vor vier Jahren Audienzen in mehreren Schweizer Führungsetagen.



© AKG (li.); W.E.F./Sipa Press

In Bern traf er den Vorstand der Telecom, in Zürich den Milliardär Karl Schwi. 450 000 Dollar Lizenzgebühr, schlug Schmutz vor, und Schwi sei dabei. Der Firmenpatriarch, Inhaber der Handelskette Denner, stand, wie die *Sonntagszeitung* erfuhr, kurz vor der Unterschrift, als gerade noch herauskam, dass es sich bei Hans-Rudolf Schmutz aus Basel um einen Hochstapler handelte. Alleinrecht auf der ganzen Welt! Für das Internet! Das hätte wohl mancher gern und wird es nicht bekommen.

Als Gesamtkunstwerk gehört das Internet niemandem. Obwohl es sich um einen

SUCHE**ZUM THEMA****ARTIKEL**

» DIE ZEIT 12/2001:
Des Künstlers
"angemessenes" Salär
Von *Jörg Albrecht*

» DIE ZEIT 12/2001:
Weltweite Wörter
Von *Jörg Albrecht*

» DIE ZEIT 11/2001:
Eine Prise Anarchie
Von *Götz Hamann*

» DIE ZEIT 11/2001:
Studie: Sieben
Geschäftsmodelle *Peer-
to-Peer*
Von *Götz Hamann*

EXTERNE LINKS

» Das Magazin
Telepolis über Hacker
und Urheberrechte im

der größten Wissensspeicher handelt, den die Menschheit je errichtet hat. 32 Millionen Domains sind zurzeit registriert. Grob geschätzt, zwei Milliarden Websites, im Schnitt zehn Seiten stark. Alles lässt sich da finden - spätromantische Gedichte, Nachrichten vom Ticker, Rezepte für Sachertorte, Gensequenzen. Und fast alles umsonst. Was schon sehr eigenartig ist. Schließlich handelt es sich nicht um Schleuderverware, sondern um geistiges Eigentum.

Jüngstes Beispiel: Napster. Die Musiktaschbörse, Anfang 1999 von einem kalifornischen Teenager namens Shawn Fanning gegründet, hat sich innerhalb kurzer Zeit zur größten Gemeinde im Internet entwickelt. Mehr als 60 Millionen Mitglieder können bei Napster unter 150 Millionen Musiktiteln wählen und sich ihre Hits auf den eigenen Computer laden - kostenlos. Ob das rechtens war und ist, darüber wird vor amerikanischen Gerichten gestritten, die Musikkonzerne Universal, Sony, EMI und Warner haben Klage erhoben. Vergangene Woche entschied die US-Bezirksrichterin Marilyn Hall Patel: Napster muss ab sofort innerhalb von 72 Stunden jeden Titel blockieren, der von den Klägern genannt wird. Das könnte eine lange Liste werden. Denn die Musik wird von Napster gar nicht ins Netz gestellt. Das besorgen die Fans. So steht etwa *Norwegian Wood* von den Beatles nicht ein- mal, sondern hundertfach zur Auswahl, als *02Beatles-Norwegian Wood.mp3* oder *The Beatles - Red Album - 1962*. Suchmaschinen laufen da schnell ins Leere.

Im Hauptverfahren steht die gerichtliche Entscheidung noch aus. Die Konzerne fordern nicht einfach nur das Ende von Napster. Sie fordern rückwirkend Entschädigung. Stolze Summen werden gehandelt; der Branchendienst *Webnoize* behauptet, allein im Februar seien über Napster fast drei Milliarden Tauschvorgänge abgewickelt worden. 150 000 Dollar pro Musiktitel reklamiert die Musikindustrie für sich. Den Nachweis allerdings, ohne Napster wäre der Umsatz an den Ladenkassen um den gleichen Betrag höher ausgefallen, bleibt sie schuldig. Wahr ist wohl eher, dass die Tauschbörse den Markt erst geschaffen hat, den sie jetzt bedient.

Um Patente wird gestritten wie früher um Schürfrechte

Deshalb hat Bertelsmann statt einer Klage den umgekehrten Weg eingeschlagen. Über die Tochtergesellschaft BMG ist der Konzern aus Gütersloh bei Napster mit 60 Millionen Mark eingestiegen. Vorstandsvorsitzender Thomas Middelhoff ("Das wird ein zweites AOL") verbreitet branchenüblichen Optimismus. Bis zum Sommer will man ein Gebührensystem einführen. Pauschal hat der Konzern seinen Konkurrenten im Voraus eine Milliarde Dollar Lizenzgebühren angeboten - die aber lehnten ab und setzen weiter auf Verbote.

Internet

» Literaturvorschläge zum Thema "Geistiges Eigentum" der Uni Leipzig

» aktuelle Pressemitteilungen der GEMA

» Das Europäische Patentamt

» Die Datenbank für Software- Patente des Patentamtes der USA

» FFII: Der Förderverein für eine Freie Informationelle Infrastruktur

» Die IG Medien

» Datenbank der Europäischen Software- Patente

» FREENET: Eine Alternative zum World Wide Web

» Die Humboldt- Uni Berlin zur Geschichte des Urheberrechts

» Allgemeine Informationen zum Urheberrecht im Internet

» Linkliste zu

Müsste Napster tatsächlich vom Netz, wäre das nach Ansicht von Bertelsmann der "GAU für die Musikindustrie". Denn es gibt längst Alternativen.

Tauschbörsen wie Gnutella, Bearshare oder Scoure sind dezentral organisiert und weder technisch noch juristisch zu kontrollieren. "Dann läuft das Ganze eben im Untergrund ab", sagt Phillip Wittgenstein von Besonic.com, einem kommerziellen Musikportal. Oder offiziell auf anderen Kanälen. Der weltweit größte Internet-Anbieter AOL stellt mit Aimster inzwischen seinen eigenen Tauschdienst bereit.

Musik, Filme, Bücher, Erfindungen - was im Internet so großzügig verramscht wird, ist nichts anderes als der Stoff, an dem die postindustrielle Gesellschaft hängt. Mit geistigem Eigentum wird inzwischen mehr Geld umgesetzt als mit Baumwolle, Kaffee oder Stahl. Es ist, nach einem Bericht der Weltbank (*Knowledge for Development*, 1999), zum wichtigsten Produktionsfaktor aller großen Wirtschaftsnationen geworden. Deshalb herrscht auf diesem Gebiet auch kein Mangel an Regeln. Im Gegenteil.

In Deutschland gelten unter anderem das Patentgesetz und das Urheberrechtsgesetz. Über Staatsgrenzen hinweg agieren die Weltorganisation für Geistiges Eigentum (Wipo) und die Welthandelsorganisation (WTO). Die WTO verabschiedete 1993 nach zähem Hin und Her ein "Übereinkommen über handelsbezogene Aspekte der Rechte des geistigen Eigentums" (Trips). Anwendung finden außerdem: das Europäische Patentübereinkommen, das Welturheberrechtsabkommen, das Rom-Abkommen über den Schutz der ausübenden Künstler, der Hersteller von Tonträgern und der Sendeunternehmen sowie das Genfer Übereinkommen zum Schutz der Hersteller von Tonträgern gegen unerlaubte Vervielfältigung. An neuen Gesetzen, Richtlinien und Verträgen wird gearbeitet; die deutsche Justizministerin Herta Däubler-Gmelin rückt das Urheberrecht ins Zentrum ihrer Politik, weil die Entwicklung "keine Verschnaufpause" erlaube (siehe *Des Künstlers angemessenes Salär*, Seite 21).

Wozu der Aufwand? Um Rilkes *Duineser Elegien* zu schützen? Natürlich nicht. Es geht ums Geschäft mit Copyrights und Patenten. Um beides wird gestritten wie früher um Fischfangquoten oder Schürfrechte. Zwei Forderungen kommen sich dabei in die Quere: die Forderung nach maximalem Schutz. Und die Forderung nach maximaler Freiheit.

Nach maximalem Schutz strebt zum Beispiel die Bio-Tech-Industrie. Innerhalb weniger Jahre hat sie die Grenzen dessen, was als patentierfähig gilt, ausgedehnt. Natürliche Ressourcen verwandeln sich Stück für Stück in Patentanträge, über denen Informatiker und Anwälte brüten. Und dabei hat der Wettlauf um die Gene gerade erst begonnen: Firmen wie Incyte, Human Genome Sciences, Celera und Hyseq streiten um die Patentrechte an 20 000

nationalen
Patentämtern weltweit

» Allgemeine
Informationen zu
Napster, Gnutella u.a.

-
1. Wort markieren
 2. Button anklicken
 3. Erklärung erscheint!

menschlichen Genen - womöglich also um mehr als die Hälfte des menschlichen Erbguts.

Anderswo macht das Beispiel Schule. Computerprogramme fielen bislang ausdrücklich nicht unter das Europäische Patentübereinkommen. Jedenfalls nicht "als solche". Denn Formeln und Algorithmen, so die lange Zeit gültige Rechtsprechung, seien keine technischen Erfindungen, sondern, wie Einsteins Relativitätstheorie, Allgemeingut. Die Formulierung "als solche" lässt jedoch eine Hintertür: 10 000 europäische Softwarepatente haben sich mittlerweile eingeschlichen, in der Regel, weil den Antragstellern der Nachweis gelang, mit ihren Programmen einen "technischen Effekt" zu erzielen.

In den Vereinigten Staaten ist längst ein bizarres Geschäft mit Patenten entstanden. Anwaltsbüros haben sich darauf spezialisiert, halb vergessene Schutzrechte aufzustöbern. "Jeder verletzt dauernd irgendwelche Patente", sagt Bob Bransom, Sozius einer Kanzlei im US-Staat Pennsylvania, der einschlägige Verfahren knapp zu erzählen weiß: "Die Klägerseite packt einen zehn Zentimeter dicken Stapel Papier auf den Tisch, die beklagte Partei einen etwas dünneren Stapel." Bransom zieht los im Auftrag der Partei mit dem dünneren Stapel und kauft ein paar Patente, die wiederum der Kläger mit dem dickeren Stapel verletzt. Anschließend rechnet man die Ansprüche gegeneinander auf. Kommt der Kuhhandel nicht zustande, wird es teuer. IBM hat so seine Lizezeinnahmen innerhalb von fünf Jahren verdreifacht auf immerhin 1,5 Milliarden Dollar.

An einem neuen Harry Potter hängen Konzernbilanzen

Von der früher notwendigen "Erfindungshöhe" ist nur noch selten die Rede. Stattdessen werden noch die trivialsten Ideen ausgebeutet. Der Buchhändler Amazon ließ sich sogar die Methode schützen, Bücher im Internet mit einfachem statt mit doppeltem Mausklick zu bestellen (US-Patentnummer 5,960,411). Und kühn behauptete die British Telecom Mitte vergangenen Jahres, ihr stünden Lizenzgebühren zu für das Surfen von einem Link zum anderen.

Patente sind das eine. Das andere sind Copyrights. Was CNN sendet, was Hollywood produziert, was Madonna singt oder Joanne K. Rowling zu Papier bringt - alles wird rund um den Erdball vermarktet. An einem neuen Harry Potter, einem Hit von Britney Spears hängen Konzernbilanzen und Arbeitsplätze. An Übertragungsrechten für Sportereignisse lassen sich Milliarden verdienen. Konnte es Robert Musil noch seltsam finden, wenn ein Rennpferd als "genial" bezeichnet wurde, so wird heute mit dem Genie eines Michael Schumacher kräftig Kasse gemacht. Vorausgesetzt natürlich, das Publikum zahlt.

In der Old Economy war das keine Frage. Ware gegen Geld, davon lebten Künstler und Verlage so gut wie Gemüsehändler. Dann kam das Internet. Tim Berners-Lee, der Anfang der neunziger Jahre den bahnbrechenden WWW-Standard entwickelte, trieb nur eine Sorge um: Sein Auftraggeber, das Cern-Institut für Teilchenphysik, könnte auf die Idee kommen, die benutzerfreundliche Technik zu lizenzieren. Das war mit Gopher geschehen, einer ähnlichen Software der University of Minnesota. Berners-Lee konnte die Cern-Direktoren überzeugen. Am 30. April 1993 gaben sie den WWW-Standard frei. Es begann ein unglaublicher Wettlauf. Althergebrachte Geschäftsregeln schienen plötzlich außer Kraft gesetzt. Alle wollten auf einmal alles umsonst.

Wer in diesem Chaos die Marktführerschaft anstrebte, musste sein Produkt kostenlos anbieten - in der vagen Hoffnung, später irgendwann doch noch Kasse zu machen. Start-up-Unternehmen schossen aus dem Boden wie Spargel nach dem Regen. Netscape entwickelte den ersten funktionstüchtigen Browser - und musste ihn bald verschenken, weil Microsofts Explorer wenig später als Dreingabe frei Haus geliefert wurde.

Geld verdient haben mit dem Internet bislang nur Pornohändler und Telefongesellschaften (und auch Letztere nicht wirklich, wie der ruinöse Wettbewerb um Flatrates zeigt). Ansonsten ist das Medium im Wesentlichen ein Selbstbedienungsladen geblieben. An jeder Ecke gibt es Freeware und Shareware. Praktisch jede Information lässt sich gratis aus dem Netz herunterladen. Die Encyclopædia Britannica beispielsweise, Königin aller Nachschlagewerke, kostete vor zehn Jahren in der gebundenen Ausgabe noch knapp 1 000 Mark. Eine gute Investition, warben damals die Verkäufer, das repräsentative Werk ließe sich an Kinder und Enkelkinder vererben. Dann kamen die ersten Lexika auf CD-Rom, Microsoft publizierte Encarta, eine elektronische Enzyklopädie für gerade 50 Dollar. Der Absatz der gedruckten Encyclopædia Britannica ging von 1990 bis 1997 um fast 90 Prozent zurück. Der zugehörige Verlag wurde verkauft, der neue Besitzer wollte das Lexikon online vermarkten. 85 Dollar sollten die Abonnenten für den elektronischen Zugang zahlen. Niemand abonnierte. Seit Herbst 1999 sind sämtliche Einträge der Encyclopædia Britannica unter www.britannica.com zum Nulltarif zu haben.

Bislang gleicht die viel beschworene Datenautobahn einer Einbahnstraße. Nicht einmal die größten Portale - Suchmaschinen wie Yahoo, Unternehmen wie Spiegel online - verlangen Gebühren. Wer das im Internet versucht, wird regelmäßig bestraft. "Wie kann man Geld für etwas verlangen, das es bisher umsonst gab?" Die Frage des Sony-Chefs Nobuyuki Idei bringt es auf den Punkt. Sein eigener Konzern steckt in einer Zwickmühle. Einerseits stellt Sony Geräte her, mit denen sich halb legale Musikkopien abspielen lassen. Andererseits

besitzt Sony Verwertungsrechte an ebendieser Musik. Ein Dilemma: Gängelt Sony die Kunden mit dem Urheberrecht, bremst das den Absatz der Geräte. Übt der Konzern freundliches Laisser-faire, trübt das die Geschäfte mit der Musik.

Das Problem ist nicht neu. Musikpiraterie gibt es, seit es gedruckte Noten gibt. Neu sind allerdings Menge und Güte der Kopien, die in Umlauf gebracht werden. Schulklassen toasten sich CDs in Originalqualität für einen Bruchteil des Ladenpreises. Das "Brennen" der Scheiben funktioniert auf jedem Heimcomputer. Musikdateien lassen sich bequem aus dem Internet herunterladen, seit sie nach dem MP3-Standard komprimiert werden können, ein Verfahren, das Anfang der neunziger Jahre vom Fraunhofer-Institut für Integrierte Schaltungen in Erlangen entwickelt und freigegeben wurde. "Höchst leichtfertig", wie die Verwertungsgesellschaft Gema noch heute findet; und Peter Zombik vom Bundesverband der Phonographischen Wirtschaft vergleicht MP3 gar mit der Atombombe. Das klingt nach Krieg.

Piraterie ist im Internet nicht Ausnahme, sondern Regel

Angezettelt haben ihn die Fans, die nicht mehr bereit sind, 30 Mark und mehr für Produkte zu zahlen, die sich, unter konsequenter Umgehung des Urheberschutzes, auch für ein paar Pfennige herstellen lassen. Aber die technische Gegenoffensive läuft bereits: SDMI (Secure Digital Music Initiative) nennt sich die Strategie gegen den millionenfachen Tauschgriff im Netz. Musikstücke sollen künftig mit einer Art elektronischem Wasserzeichen versehen werden, das ein kostenloses Abhören und Kopieren unmöglich macht. Ein Konsortium von knapp 200 Firmen hat sich auf entsprechende Schlüssel verständigt - und gleich wieder zerstritten. Um die Wasserzeichentechnik selbst droht inzwischen ein Streit wegen Patentverstoßes. Möglicherweise ein ganz überflüssiger, denn der SDMI-Schlüssel, fanden Experten an der Princeton University, ist alles andere als sicher. Jeder gute Hacker könne den Code jederzeit knacken.

Elektronischer Diebstahl kommt nicht nur unter Teenagern vor. Ideenklau ist ein grundsätzliches Problem für eine Gesellschaft, die von Ideen lebt. Die Frage lautet, wie sich geistiges Eigentum bei massenhafter Verbreitung überhaupt noch schützen lässt.

Raubkopien sind im Internet keine Ausnahme, sondern millionenfache Regel. Selbst für den, der es mit dem Urheberschutz ernst nimmt, stellen sich heikle Fragen: Macht sich strafbar, wer Programme auf Diskette sichert? Wer ein Buch in seinen Arbeitsspeicher lädt? Oder fremde Links auf seine Homepage stellt? Oder HTML-Code abkuppert? Ginge es nach gültigen Gesetzen, könnten viele im Internet Ansprüche geltend machen. Grafiker beispielsweise, Fotografen,

Autoren, Musiker. Selbst Erwin.Meier@t-online könnte auf sein Recht pochen, sobald er das Porträt seiner Katze auf die selbst gezeichnete Homepage stellt. Er wird das kaum tun, wer interessiert sich schon für Meiers Katze? Und doch fangen hier die Schwierigkeiten an.

Von der Erosion der Urheberrechte sind nicht bloß Bertelsmann oder Sony betroffen. Ausgehöhlt wird der Kern der Informationsgesellschaft, und damit gerät das Massenmedium Internet in die Sackgasse. Denn Inhalt zum Nulltarif wird auf Dauer nicht zu haben sein. Das spricht sich herum. Die *New York Times*, jahrelang eine der führenden Zeitungen im Netz, hat bereits jede fünfte Stelle im Onlinebereich gestrichen. Die Walt Disney Corporation hat angekündigt, ihr Portal Go zu schließen. Der Internet-Buchhändler Amazon macht mit jedem Buch, das er unter Wert verkauft, Verlust; sein Kurs an der Börse ist eingebrochen, 1200 Mitarbeiter wurden entlassen. Drei Beispiele nur von Hunderten. Eine Tatarenmeldung nach der nächsten begleitet die Talfahrt der Technologieaktien. Scheinbar über Nacht hat sich der Kuchen am Neuen Markt in schimmeliges Schwarzbrot verwandelt. Auf dem Wirtschaftsgipfel in Davos, wo im vergangenen Jahr noch die reine dot.com-Euphorie herrschte, war diesmal zu hören, die Internet-Revolution sei vorüber. Sie sei, sagt der Mitbegründer der Softwareschmiede SAP, Hasso Plattner, sowieso eine "echte Massenpsychose" gewesen.

Grundsätzlicher gefragt: Was war eigentlich gemeint? Grenzenloser E-Commerce? Oder die Befreiung des Geistes aus den analogen Fesseln? In den Pionierzeiten des Cyberspace, als die Hacker noch unter sich waren, lautete das zentrale Schlagwort: *Information wants to be free*. John Perry Barlow, Texter der Rockgruppe Grateful Dead, loggte sich damals zum ersten Mal ein und fühlte sich an die Weiten seiner 90-Quadratkilometer-Farm in Wyoming erinnert. Nirgends Zäune, Freiheit bis zum Horizont. Das war der Geist, den Grateful Dead predigten. 30 Jahre lang war die Band, begleitet von treuen *dead heads*, durch die Welt getourt und hatte an die 2600 Konzerte gegeben. Mitschnitte waren gestattet, kostenlose Weitergabe der Musikstücke war sogar erwünscht. Je bekannter Grateful Dead durch Mundpropaganda wurden, desto zahlreicher strömten die Fans in die Konzerte. Verschenk dein Produkt, und du wirst auf Umwegen reich - das schien John Perry Barlow ein geeignetes Modell für das neue Medium.

Barlows programmatischer Aufsatz *Selling Wine Without Bottles* machte Mitte der neunziger Jahre die Runde. Ideen und Informationen, schrieb Barlow, ließen sich in digitaler Form nicht mehr schützen, sie breiteten sich aus wie Feuer und seien allgegenwärtig wie Luft oder Wasser. Ein Copyright oder Urheberrecht könne sich nur auf die Form, nie auf den Inhalt beziehen. Bildlich ausgedrückt:

Die Flasche sei geschützt, nicht der Wein. Im globalen Netz gebe es keine Flaschen mehr, die Gedanken seien trägerlos und damit herrenlos geworden. Deshalb brauche man jetzt ein "Copyleft" für den Umgang mit geistigem Eigentum.

Als Kronzeugen führte Barlow Thomas Jefferson ins Feld: "Wenn es etwas gibt, das sich nicht zum Eigentum eignet, dann ist es die Kraft des Gedankens. Ein Einzelner kann eine Idee vielleicht besitzen, wenn er sie für sich behält; sobald er sie aber öffentlich macht, geht sie in das Eigentum aller über." Nun lässt sich mit Jefferson manches begründen. Nur keine schlüssige Theorie des geistigen Eigentums. Und völliger Verzicht auf seinen Schutz im Cyberspace wäre auch kein Fortschritt. Sondern im Gegenteil der Rückfall in vorfeudale Zeiten. Gerade das Recht am geistigen Eigentum ist eine typisch moderne Errungenschaft.

Hätte ein prähistorischer Hochstapler, ähnlich wie sein Schweizer Nachfahr J. R. Schmutz, seinerzeit behauptet, das Feuer erfunden zu haben, wäre er nicht weit damit gekommen. Auch Rad oder Deichsel, Hebel oder Hacke waren nie lizenzpflichtig. Gleiches gilt für alle großen Schöpfungsmythen und Schöpfungen der Menschheit. Die Zehn Gebote sind Gemeingut wie das *Gilgamesch-Epos*, für Homers *Odyssee* wurden nie Tantiemen gezahlt.

Land konnte man einzäunen, Getreide horten, sogar Sklaven halten. Aber Worte? Nicht einmal der umfangreiche römische *Corpus Iuris Civilis* half in diesem Fall weiter. Martial wettete vergebens, wenn seine Gedichte, die er mit freigelassenen Sklaven verglich, von Plagiatoren - wörtlich: Menschenräubern - kopiert wurden. Noch 1000 Jahre später belegte der Autor des *Sachsenspiegels*, Eike von Repgow, alle, die sein Werk verfälschten, mangels anderer Sanktionen mit Fluch. Er wünschte ihnen den Ausschlag an den Hals, an *miselsucht* sollten sie erkranken - ein (un)frommer Wunsch.

Gutenberg, an der Wende zur Neuzeit, hat um das Recht an seiner Erfindung prozessiert und verloren. Spätere Drucker organisierten sich in Zünften. Mühsam bildete sich ein Rechtstitel heraus. Fürsten konnten Privilegien vergeben; wenigstens innerhalb der Landesgrenzen schützte das vor Raubdrucken. Anspruch auf ein solches Privileg gab es nicht, es war ein Akt der Gnade und, nebenbei, ein praktisches Mittel zur Zensur. Der Wert eines Buches maß sich weiterhin am Material, und der Letzte, der etwas zu sagen hatte, war der Autor.

Die Aufklärung läutete die Wende ein. Dem Einzelnen wurde eine Art Naturrecht an seinen Gedanken eingeräumt. Galten Schriftsteller vorher als ausführende Organe Gottes, wurden sie jetzt in den Rang eines Individuums, wenn nicht gleich eines Genies erhoben. Ihr ideelles Werk stand ihnen qua Geburt zu.

Andererseits gab es immer noch das Recht am materiellen Besitz eines Buches. Und wenn dieses einmal legal erworben sei, so die damalige Rechtslogik, dann könne man niemanden daran hindern, damit zu verfahren, wie es ihm beliebt. Denn das Eigentum des Verfassers an seinen Gedanken bleibe ihm ja, schrieb Immanuel Kant in der Schrift *Von der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks*. Selbst Kant aber gelang es nicht, die Sache, sprich: das Papier samt Druckerschwärze sauber vom Inhalt zu trennen.

Den ersten Schritt Richtung Urheberrecht machte 1774 das House of Lords in Großbritannien. Londoner Buchhändler hatten geklagt, ihre Rechte würden von schottischen Raubdruckern verletzt. Die Lords drehten den Spieß um: Nicht die Buchhändler, sondern die Schriftsteller sollten künftig Verfügungsgewalt über ihre Werke haben, ein Recht, das bis dahin die britische Krone besaß. So trat der Autor an die Stelle des Königs, noch heute werden die Anteile von Autoren am Verkauf ihrer Bücher im angelsächsischen Raum *royalties* genannt. Dem Beispiel der Briten folgte 20 Jahre später die französische Nationalversammlung mit der Einführung eines *droit d'auteur*.

Im zersplitterten Deutschland dauerte es länger. Selbst Goethe musste sich bei 39 verschiedenen Landesherrn um Einzelprivilegien für seine Gesamtausgabe letzter Hand bemühen. Erst nach Gründung des Deutschen Reichs wurden einschlägige Gesetze verabschiedet, der Reihe nach zum Schutz von Marken (1874), Geschmacksmustern (1876), Patenten (1877), Gebrauchsmustern (1891) und Urhebern (1871). Und schon damals passte das nicht allen in den Kram. Die Liberalen sahen den freien Markt gefährdet, die Sozialisten Monopole entstehen.

Ironischerweise sind das dieselben Argumente, die heute wieder vorgetragen werden. John Perry Barlow von den Grateful Dead hat seinem ersten Manifest eine *Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace* folgen lassen. In Davos diktierte er den versammelten Wirtschafts- und Regierungschefs 1996 eine Art Abschiedsgruß ins Protokoll: "Regierungen der industriellen Welt, Ihr müden Giganten aus Fleisch und Stahl: Ihr seid bei uns nicht willkommen. In unserer Welt darf alles, was der menschliche Geist erschafft, unendlich reproduziert und distribuiert werden. Die globale Übermittlung von Gedanken ist nicht länger auf eure Fabriken angewiesen." Den ultraliberalen Standpunkt vertreten heute Autoren wie Esther Dyson, die "First Lady" des Internet, oder der Zukunftsforscher Alvin Toffler, der eine Zeit lang auch den konservativen Republikaner Newt Gingrich beriet. Dyson und Toffler haben eine *Magna Charta des Wissenszeitalters* verfasst. Ökonomische Gesetze, heißt es darin, die in der Agrar- oder Industriegesellschaft noch gegolten hätten, ließen sich in der Informationsgesellschaft nicht mehr anwenden. Denn die Produktionsfaktoren

Land, Maschinen, Arbeitskraft seien stets knapp gewesen, der Produktionsfaktor Wissen sei es heute nicht. Nicht mehr den Mangel gelte es zu verwalten, sondern den schieren Überfluss.

Wo Überfluss herrscht, fallen die Preise. Konsequenterweise sieht der Softwareentwickler und Vordenker Eric Raymond bereits eine "Kultur des Schenkens" heraufziehen. Im Internet sei am besten beraten, wer es wie die Eskimos halte, die sich beim jährlichen Potlach gegenseitig mit Geschenken überhäufeten. Ruhm, Ehre und Prestige stünden dem zu, der sich am freigiebigsten zeige - woraus sich dann indirekt Kapital schlagen lasse.

Raymonds Vergleich hat einen Haken. Er beruht auf einem Missverständnis: Beim Potlach treffen und trafen keine edlen Wilden aufeinander, die ihren Besitz aus reiner Güte teilen. Bei den Tlingit in Alaska beispielsweise war der Potlach ein Ritual, das ganze Stämme in den Ruin trieb. Der Soziologe Marcel Mauss (*Die Gabe*, 1923) hat den Brauch als "Eigentumskrieg" geschildert, letztlich mit dem Zweck, den Gegner zu vernichten. Augenblicklich läuft vieles im Internet auf diese Strategie hinaus.

Die Anhänger des "Dot-Kommunismus" und die großen Medienkonzerne sitzen in Wahrheit im selben Boot. Ohne die Basterei der Hacker gäbe es kein Internet. Ohne die Content-Provider wäre es sterbenslangweilig. So finden sich beide zur unfreiwilligen Allianz gezwungen, weil die wahren Analogien lauten: Wein ohne Flaschen verdunstet, Flaschen ohne Wein will niemand haben. Und das ehrgeizigste Projekt der Informationsgesellschaft gerät in Gefahr, zu enden wie der Turmbau zu Babel: Auf dem Höhepunkt der technischen Entwicklung würde sich das Wissen in alle Winde zerstreuen. Weil es in Tresoren verschwindet. Oder weil es niemand honorieren will.

Auch im Wilden Westen wurden irgendwann Zäune errichtet

Vier Szenarien sind denkbar.

Erstens: Die Forderung nach maximalem Schutz setzt sich durch. Dann werden Urheberrechte im Internet künftig verfolgt wie Patentrechte im Gengeschäft. Jedes halbwegs interessante Angebot würde kryptografisch verschlüsselt. Nur wer diesen Schlüssel erwirbt, erhält Zutritt, wie zum Pay-TV. Gegen Piraten und Hacker wird unerbittlich vorgegangen. Ein Heer von Suchrobotern spürt jeden auf, der gegen das Copyright verstößt. Internationale Verwertungsgesellschaften nach dem Vorbild der deutschen Gema kontrollieren jede öffentliche Nutzung und erheben pauschale Gebühren. Das klingt nach Schnüffelei, wäre aber nur die konsequente Anwendung geltenden Rechts. In der realen Welt hat es ja genauso funktioniert; wo der Raubdruck verboten war,

entstand mehr und bessere Literatur, wo Rundfunk und Fernsehen bezahlt werden mussten, gab es (im Prinzip) bessere Programme. Intellektuelle Leistung muss sich auch in Zukunft lohnen, sagen die Verfechter des Copyrights.

Zweitens: maximale Freiheit. Jede Information bleibt kostenlos, jeder Quellcode wird offen gelegt, jeder hat überall Zutritt. Bezahlt wird ausschließlich für den Service. Das große Vorbild heißt Linux, ein Betriebssystem, das von Tausenden Programmierern aus aller Welt ohne jede Lizenz entwickelt wurde und inzwischen stabiler und besser läuft als jedes lizenzierte Produkt. *Open source software* gehört nach Ansicht von Richard Stallmann, dem Gründer der Free Software Foundation, die Zukunft, weil sie Bedarf an Dienstleistung schafft. Parallel zu Linux sind viele kleine und mittelständische Softwarefirmen entstanden, die Linux-Systeme installieren und warten. Die Rechnung sieht in diesem Fall ähnlich aus wie beim Reparaturdienst, der fürs Wechseln einer Schraube 100 Mark kassiert: 50 Pfennig Materialwert für die Schraube, der Rest fürs Know-how.

Drittens: eine "Währungsreform". Jeder Klick, jede Bewegung im Netz wird künftig in "Hypercoins" abgerechnet. Das sind winzige Beträge, die automatisch vom Konto des Benutzers abgebucht werden, sobald er sich irgendwo im Datenraum bedient. Xanadu hieß ein entsprechendes Projekt, das der Hypertext-Pionier Ted Nelson schon im Jahre 1965 vorschlug. Im Grunde wäre es eine Art zusätzlicher Telefongebühr, nur dass die Erträge nicht der Telefongesellschaft, sondern dem Urheber überwiesen würden. Geld würde ausnahmsweise gerecht verteilt - kam Xanadu schon allein deshalb nie über das Entwurfsstadium hinaus?

Viertens: zurück zur Tauschgesellschaft. P2P (*peer to peer*) nennt sich das Geschäftsmodell. Man könnte auch sagen: *Do ut des* - Gib, damit dir gegeben werde. Napster etwa ist kein gutes Beispiel für eine echte Tauschbörse und steckt unter anderem deshalb in Schwierigkeiten, weil die meisten seiner Kunden sich wie Parasiten verhalten, die im Netz bloß saugen. Ein gerechteres Modell hat der Amerikaner Jim McCoy entwickelt. Das File-Sharing-System Mojo Nation beruht auf einer Art virtueller Währung, den Mojos, die jeder verdienen kann, indem er eigene Daten zur Verfügung stellt. Oder freien Speicherplatz auf seiner Festplatte. McCoy's Programm verschlüsselt und zerlegt alle Daten in Einzelteile, die weit übers Internet verstreut werden. Bei Bedarf - und Bezahlung in der Mojo-Währung - können sie wie ein Puzzle wieder zusammengesetzt werden. Das Verfahren eignet sich nicht nur für den Tausch von Musiktiteln, Filmen, Fotos oder anderem urheberrechtlich geschützten Material. Im Prinzip könnte damit alles an den Mann gebracht werden, wie auf einem gigantischen Flohmarkt. Der Nachteil solcher *peer to peer*-Systeme: Sie sind nicht einfach zu installieren.

Ein Königsweg ist nicht in Sicht. Solange keine neuen Regeln für den Umgang mit geistigem Eigentum gefunden werden, herrscht das Gesetz des Wilden Westens. Aber auch im Wilden Westen wurden irgendwann Zäune errichtet. Phil Salin, ein inzwischen verstorbener Vordenker des Cyberspace, hat schon vor zehn Jahren prophezeit, das Internet werde in absehbarer Zeit auseinander brechen. Zahllose Netze, zahllose Zugänge würden entstehen. Die meisten davon Privateigentum, für dessen Nutzung man in Zukunft eben wieder zahlen müsse wie beim Besuch eines Kinos.

Andy Müller-Maguhn, Mitglied des deutschen Chaos-Computer-Clubs wie der kürzlich gewählten "Internet-Regierung" Ican, sieht das sogar positiv. Hackern gesteht er großzügig separate Spielwiesen zu. "Unsere Arbeit wird voraussichtlich darin bestehen, Paralleluniversen durch das Nebeneinander von verschiedenen Kulturen mit eigenen Regeln zu schaffen." Und dann? "Dann macht einfach jeder, was er will."

Seine Regierungserklärung hat Müller-Maguhn ausgerechnet in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* veröffentlicht. Die Reaktion ließ nicht lange auf sich warten. "Skandalös", urteilte der Vorstandsvorsitzende der Gema, Reinhold Kreile. Urheberrecht sei Menschenrecht, also unteilbar. Wie es in der Praxis um die Menschenrechte steht, dürfte allgemein bekannt sein.

(c) DIE ZEIT 12/2001

« zurück zur Rubrik **Media**

ZEIT.DE	HOCHSCHULE	KULTURKALENDER	DIENSTE	HILFE		
POLITIK	WIRTSCHAFT	KULTUR	WISSEN	MEDIA	REISEN	LEBEN
E-VOTE	STELLENMARKT	ZEIT-ABO-SHOP	ZEIT-VERLAG			
IMPRESSUM	MEDIADATEN	KONTAKT				